

HERDER KORRESPONDENZ

Monatshefte für Gesellschaft und Religion 53. Jahrgang Heft 10 Oktober 1999

Die Kunst ist „Sehnsucht zu Gott“.

Alexej Jawlensky

Der Glaube und das Schöne

Was vor einigen Monaten in der Kirche St. Theresia am Stadtrand von Münster zum Abschluß gekommen ist, muß wohl immer noch als etwas Erstaunliches angesehen werden. Ein Künstler, der sich gewiß nicht mit dem Attribut christlich geehrt wissen möchte, malt ein großes Wandbild – direkt hinter dem Altar. Vorausgegangen ist diesem Eindringen moderner Kunst in einen Kirchenraum ein längerer Prozeß: Es war durchaus Überzeugungsarbeit zu leisten, bis die Gemeinde *Ben Willikens* Altarbild, das ähnlich seinen anderen Werken einen kühl gehaltenen, lichtdurchfluteten leeren Raum zeigt, in ihrem Gotteshaus sehen wollte.

Zwar handelt es sich nicht um einen Einzelfall. Durchaus ließe sich auf eine Reihe zeitgenössischer Künstler verweisen, die in den letzten Jahrzehnten in Kirchen nicht nur ausgestellt, sondern diese auch ausgestaltet haben. Doch ist eine solche Kooperation von moderner Kunst und christlicher Gemeinde keineswegs gang und gäbe. Die Vorbehalte gegenüber der gegenwärtigen Kunstszene – aber auch gegenüber dem Ästhetischen überhaupt – sind in der Kirche und unter den Gläubigen heute weiterhin groß.

Dabei hat sich das gesellschaftliche Umfeld in den vergangenen Jahrzehnten stark gewandelt. Die technische Weiterentwicklung der elektronischen Medien hat die Aufnahme, Verarbeitung und Vervielfältigung von Bildern in einer Weise vereinfacht, daß sie faktisch allgegenwärtig sind – und es bedeutet schon ein Akt des Widerstands und der Verweigerung, ohne Bilder leben zu wollen. Bilder werden zu Markte getragen und sogar die Kunst selbst ist hier und da zu einem Wirtschaftsfaktor geworden – wie grundsätzlich das Design eines Produkts zu einem der wichtigsten Kriterien für den Verkaufserfolg geworden ist.

Nicht wenig deutet auch daraufhin, daß sich die Veränderungen für den Menschen und die Gesellschaft bereits an den jüngeren Generationen diagnostizieren lassen. Heutige Jugendliche sind in der Aufnahme bildlich dargebotener Informationen weitaus schneller also ihre Eltern.

Die „Ästhetisierung der Lebenswelt“ nicht unkritisch hinnehmen

Man wird diese – vielbeschworene – „Ästhetisierung der Lebenswelt“, wenn sie auch kaum aufzuhalten ist, nicht unkritisch hinnehmen müssen. Da ihre Wurzeln jedoch tiefer reichen als das Interesse an der Vermarktung der Bilder, ist allerdings eine ernsthaftere Auseinandersetzung mit der gestiegenen Bedeutung der Ästhetik vonnöten: Grundsätzlich hat in diesem Jahrhundert in vielen geisteswissenschaftlichen Disziplinen eine zunehmende Besinnung auf das Bild stattgefunden, die der Kunsthistoriker *Gottfried Boehm* als „ikonische Wendung“ bezeichnet hat. Nachdem die Orientierung am „Wort“ in den vergangenen drei Jahrtausenden der Geistesgeschichte verhindert hat, daß man dem Bild die ihm gebührende Aufmerksamkeit gewidmet hätte, hat sich nun mit der Einsicht in die Bildhaftigkeit der Sprache und ihres enormen Einflusses auf das Denken ein Wandel vollzogen.

Selbst wenn der evangelische Theologe *Hermann Timm* angesichts der Einflüsse der sogenannten Postmoderne auf die Religion von den neunziger Jahren als einem „ästhetischen Jahrzehnt“ spricht, muß mehr als bezweifelt werden, daß

diese neuen Gegebenheiten in Theologie und Kirche bereits vollständig rezipiert sind. *Gerhard Larcher*, katholischer Fundamentaltheologe in Graz, hat etwa mehrfach auf die seit dem Zweiten Vatikanischen Konzil vor allem „sozio-moralische Orientierung“ des kirchlichen Lebens in all seiner Vielfalt aufmerksam gemacht, das sich aus diesem Grund der Künste als wichtiger Quellen für den Glauben zu wenig bedient.

Tatsächlich hat man sich mit großem Eifer um gesellschaftliche und sozialetische Fragestellungen bemüht, hingegen die ästhetische Kompetenz, die der Kirche im Laufe der Jahrhunderte zugewachsen ist, nicht im gleichen Maße gepflegt. Brückenbauer zur Kultur wie etwa Romano Guardini oder Hans Urs von Balthasar mit seinen Arbeiten zu einer theologischen Ästhetik haben nicht die Breitenwirkung erreicht, die sie verdient hätten. So vielzählig die Initiativen für ein neues Miteinander zwischen Kunst, kulturellem Schaffen und Kirche sein mögen, sie werden von außen doch eher als bemüht wahrgenommen, weil man im kirchlichen Leben insgesamt die Sensibilität für die Künste geschwunden sieht.

Nicht unschuldig an dieser Entwicklung ist das weiterhin klärungsbedürftige Verhältnis des Glaubens zum Begriff der „Autonomie“. War es bis zur Ausbildung eines neuzeitlichen Bewusstseins keine Frage, daß Kunst und Kirche sich als Bündnispartner verstanden und kirchliche Auftraggeber wie selbstverständlich mit den zeitgenössischen Künstlern – und oft mit den besten unter ihnen – zusammengearbeitet haben, so wurde das Selbstverständnis moderner Kunst, sich nämlich als entschieden autonom zu verstehen, zum Hemmschuh weiterer Kooperation, weil Kirchenleute dies vielfach nur als einen Akt der Negierung des Gottesglaubens verstanden haben. Grundsätzlich problematisch an der Beschäftigung mit ästhetischen Erfahrungen ist schließlich auch deren Vagheit, die immer ein gehöriges Maß an Interpretationsarbeit erfordert.

Die Offenbarung muß ins sinnlich Faßbare übersetzt werden

Nun sage man natürlich nicht, daß es im derzeitigen theologischen Gewerbe niemanden gäbe, der sich dieser Anstrengung unterwerfen wollte. Erst Ende Juli hat *Hans Maier* in seiner Abschiedsvorlesung als Inhaber des Romano-Guardini-Lehrstuhls für Christliche Weltanschauung, Religions- und Kulturtheorie über die „Schönheit des Christentums“ gesprochen und sich ausdrücklich der Spannung zwischen Glaube und Ästhetik gewidmet, unter Einbeziehung der verschiedensten Künste bis hin zur Musik. Forschungseinrichtungen für eine sogenannte „Bildtheologie“ werden geschaffen und theologische Verlage beginnen, Reihen zu diesem Spannungsfeld zu konzipieren. Und das ist gut so.

Denn man kann die Bedeutung von Kunst und Ästhetik für die Theologie kaum überschätzen. Zentral für ein verstärktes Aufgreifen der ästhetischen Diskussion ist die Einsicht, daß

sich Sinn ohne Gestalt nicht fassen läßt. Das gilt gleichermaßen für die Offenbarung Gottes, für seine Einschreibung in diese Welt, wie sie sich in den Zeugnissen über ihn spiegelt, wie für das Streben nach dem Unendlichen überhaupt, das sich in vielen Kunstwerken manifestiert.

Es wäre fatal, hier einen „ästhetischen Gottesbeweis“ führen und jedem Kunstwerk das Etikett „religiös“ anheften zu wollen. Aber zumindest umgekehrt gilt, daß in Fragen religiöser Zeugenschaft für die Erhabenheit wie die Güte Gottes die konkrete Gestaltung des Zeugnisses nicht gleichgültig ist. Die Selbstoffenbarung Gottes ist wesentlich darauf angewiesen, ins sinnlich Faßbare übersetzt zu werden, damit man sie begreifen kann.

Zwei Dinge sind freilich beim Verhältnis zwischen dem Glauben und dem Schönen zu beachten: Zum einen wird es nie gelingen können, das Göttliche oder gar Gott selbst vollständig abzubilden. Bekanntermaßen hat hierauf die jüdische Tradition mit ihrem Bilderverbot geantwortet, das nach dem frühmittelalterlichen Bilderstreit in der westlichen Kirche so interpretiert worden ist, daß es sich auf das Verbot der Herstellung von Götzenbildern beschränkt. Immer zu beachten war in der christlichen Bildproduktion die schon von Dionysius Areopagita geforderte, paradox scheinende Maxime, daß Ähnlichkeit bei der Gestaltung von Bildern des Absoluten unangemessen und deshalb zu vermeiden ist.

Zum anderen, und darauf hat zuletzt Hans Maier bestanden, läßt die christliche Botschaft keinen naiven Begriff von Schönheit als Maßstab für christlich akzeptable Kunst zu. Denn die Kunde von der in Christus inkarnierten Herrlichkeit und Schönheit Gottes galt weder nur den Kunstbessenen, Gebildeten und Feingeistigen. Noch erlaubt es die zentrale Bedeutung des Kreuzesgeschehens für den christlichen Glauben, Maßstäbe von Schönheit anzulegen, nach denen Hinweise auf Leiden und Tod, Zerstörung und Untergang, Negativität und Nichtigkeit die künstlerische Qualität von Bildern beeinträchtigen. Das Schöne im christlichen Sinne wie die Poetik des Christentums sind vielmehr im hohen Maße von der Gebrochenheit des Daseins gezeichnet – eine Einsicht, der schon im Mittelalter viele Künstler gefolgt sind: von den romanischen Christusdarstellungen bis hin zu den künstlerischen Verarbeitungen der grauenvollen Erfahrung der Pest im späteren Mittelalter.

Nicht das Wohlproportionierte oder gar Symmetrische muß deshalb schon der Abbildung des Göttlichen besonders entsprechen. Hier lauert stets die Gefahr des Kitsches, der sich den Brüchen entzieht – wobei freilich wiederum die Lust an Fragmentarität, Negativität und Destruktion zu einer eigenen Form des Kitsches höheren Grades führen kann. So hilfreich demnach ein Kanon allgemein bekannter und anerkannter Werke bei der Bestimmung von Kunst sein mag, so wenig reicht er bei der Bestimmung dessen aus, was heute angemessene Bilder sind, mit denen die Wahrheit des Religiösen für uns heute vor Augen geführt wird.

Selbst wenn also die mittelalterliche Gleichung, daß das Schöne zugleich das Wahre und das Gute ist, heute nicht mehr aufgeht, bleibt die Bedeutung des ästhetischen Ausdrucks der christlichen Wahrheit bestehen. Wie sollte auch das Verlangen nach Gott gestillt werden können, wenn sich die menschliche Einbildungskraft nicht auf Bilder und andere Ausdrucksformen künstlerischen Schaffens stützen könnte? In diesem Sinne ist die Kunst, wie *Johannes Paul II.* in seinem im April veröffentlichten Brief an die Künstler schreibt, „eine Art Brücke zur religiösen Erfahrung hin“.

Kunstwerke als Weltdeutung ernstnehmen

Überschätzt würde die Bedeutung der Ästhetik für Kirche und Theologie allerdings dann, wenn man ihre Grenzen ignorieren wollte. Was der Glaube zu sagen hat, geht nicht in Ästhetik auf. Natürlich stimuliert diese die Einbildungskraft, kann aber als solche nicht für den Sinn der Botschaft selbst aufkommen, weil sie sich faktisch diesseits der Wahrheitsfrage bewegt.

Es gibt deshalb die Gefahr, sich aufgrund der Begeisterung für das Ästhetische an den schönen Schein zu verlieren und damit an der Oberfläche zu bleiben – wie es auf der anderen Seite genauso umgekehrt möglich ist, sich lediglich an der Entzogenheit des Sakralen zu berauschen, das nirgends zu greifen ist, weil man jeder konkreten Inszenierung gerade aufgrund ihrer ästhetischen Eigenschaften mißtraut. Genau an diesem Punkt kommt es eben – nicht nur aber gerade auch im religiösen Bereich – auf die Qualität der Bilder an, die über sich hinausweisen und auf welche Art und Weise auch immer ihre Begrenzung aufzeigen müssen. Ben Willikens spricht in diesem Zusammenhang von der „spirituellen Anlage“ eines Kunstwerks – selbst wenn diese im einzelnen nur schwer zu beschreiben sei.

Schließlich ist noch auf eine zweite Gefahr im Zusammenhang mit einer zu großen Begeisterung für die Ästhetik hinzuweisen. Sie besteht im wesentlichen darin, die Relativierung einer vornehmlich ethischen Ausrichtung des Christentums, einschließlich aller gesellschafts-politischen Optionen als eine Abkehr vom Handeln in dieser Welt mißzuverstehen. *Walter Lesch* hat darauf hingewiesen, daß eine „ästhetisch sensible Theologie der Kultur nicht selten verdächtigt wird, nur Öl im Getriebe der bürgerlichen Gesellschaft zu sein und den drängenden Fragen christlicher Orthopraxis auszuweichen“.

Tatsächlich hat die Botschaft des Christlichen eine wesentlich ethische Dimension, unabhängig von ihren ästhetischen Qualitäten. Dies zu betonen, heißt nicht, die Bedeutung des Ästhetischen zu unterschätzen. Die menschliche Einbildungskraft bietet sich hier als vermittelnde Instanz an, die sich von den Bildern auch zum Handeln anregen läßt. Die Welt der Kunst kann zum Laboratorium ethischer Alternativen werden, in dem man Handlungsmöglichkeiten im Geiste

auszuprobieren vermag, deren Umsetzung ansonsten gar nicht möglich wäre. Ästhetik und Ethik sollte man aus diesem Grund nicht gegeneinander ausspielen.

Der Kirche müßte zum einen alleine deshalb schon stärker an der ästhetischen Kompetenz ihrer Mitarbeiter liegen, weil der Anteil derer, die mit christlichen Motiven und Inhalten über Bilder vor allem außerhalb des Kirchenraumes zusammenkommen, ständig wächst. Um überhaupt mit den eigenen Anliegen verstanden zu werden und überzeugend Werbung in eigener Sache betreiben zu können, ist es unerlässlich, der Wirklichkeit zu Leibe zu rücken, indem man gegenwärtige Bilderwelten kennen- und verstehenlernt. Dabei sollte man sich nicht an einem zu engen Kunstbegriff orientieren, sondern neben der Welt des Films auch die Bildersprache der Populärkultur wie der neueren elektronischen Medien einbeziehen.

Zum anderen kommt viel darauf an, daß die Kirche, die ja in vielen Fällen durchaus keine Scheu im Umgang mit Bildern und der Kunst überhaupt an den Tag legt, diese nicht nur als probates Mittel verzweckt, sondern Kunstwerke als Weltdeutung wahr- und ernstnimmt, ihre Sperrigkeit anerkennt und sich mit ihr intellektuell redlich auseinandersetzt.

Bei der künstlerischen Gestaltung, Ausgestaltung und Ausstattung von Gotteshäusern, kirchlichen Bauten – also auch bei Mobiliar und selbst bei liturgischem Gerät – käme viel darauf an, sich nicht auf ein vornehmlich ikonisches Kunstverständnis zu beschränken und sich schon gar nicht mit „Abziehbildern“ aus dem Schatz der Motivtraditionen zu begnügen. Vielmehr wäre es wichtig, jenseits des Symbolistischen dem Einbrechen des Göttlichen eine Chance zu geben, das freilich – auch wiederum nur bildhaft gesprochen – von außen geschieht.

Schließlich müßte es stärker darum gehen, die Liturgie als Quelle des kirchlichen Lebens selbst als ästhetisches Ereignis aufzufassen, das bewußt vorbereitet und mit dem in seiner Dramaturgie durchdachten Spannungsbogen gestaltet sein will. Der Weg von der lustlos „gelesenen Messe“ bis hin zur auch im Detail bewußt gestalteten Feier der Gemeinde der Gläubigen ist vielfach noch weit. Und es schadet nichts, auch die Predigt an ästhetischen Kriterien zu messen.

Für alle diese Forderungen dürfte es unumgänglich sein, die ästhetische Dimension des Glauben in der theologischen Ausbildung stärker zu berücksichtigen als dies bisher der Fall ist. Mit ihrem Papier „Kunst und Kultur in der theologischen Aus- und Fortbildung“ (1993) haben die deutschen Bischöfe hier Vorgaben gemacht, deren Umsetzung weithin noch aussteht – und dann natürlich auch Zeit braucht, bis sich die Ergebnisse sehen lassen können. Schön, daß der Papst mit seinem Brief an „alle, die mit leidenschaftlicher Hingabe nach neuen ‚Epiphanien‘ der Schönheit suchen, um sie im künstlerischen Schaffen der Welt zum Geschenk zu machen“, solchem Ansinnen Rückenwind verschafft hat. *Stefan Orth*